

Li Mollet sondern



edition taberna kritika

Leseprobe

Mit freundlicher Unterstützung von:



MIGROS
kulturprozent

Li Mollet
sondern
Alle Rechte vorbehalten

© edition taberna kritika, Bern (2012)
<http://www.etkbooks.com/>

Gestaltung: etkbooks, Bern
Coverzeichnung: Heinz Mollet
Druck: Bookstation GmbH, Anzing

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder anderweitig verbreitet werden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-905846-20-1

Li Mollet

sondern

Leseprobe

edition taberna kritika

Leseprobe

Man kann es so sehen, dass es meinen Atem regiert,
das Lachen, den Traum. Hätte ich nicht alle Erinne-
rung, wir träten wieder auf die Wiese in der Nacht. Die
spitzen Schuhe versanken in den feuchten Wurmkraus-
sen. Die Gräser schmeichelten dem Fuss. Wir tanzten
ohne Musik zum kauzigen Schrei vom Wipfel der Lär-
che. Der Atem wolkte. Wir tasteten den Büschen ent-
lang und fänden das Moos. Die Venus stünde hoch.
Am Morgen der erste Raureif, weisses Licht. Er sitzt
am Tisch, liest die Zeitung und ist nicht enttäuscht.
Dann holt er, was geholt werden muss, trägt das Pa-
pierbündel an den Strassenrand, steigt aus der ver-
schmutzten Hose, zieht den Gürtel in eine andere. Ein
Kuss und bis später mit leiser Stimme.

Die Alten sollten den Garten pflegen, sagt er, während in der Ferne die Blitze den Nachthimmel zeichnen. In der Umarmung senkt er den Blick. Ich suche die innere Bewegung in seinen Augen. Es sind zu viele Lampen angezündet, sagt er. Aber ich komme ihm entgegen. Damit ich dich besser sehen kann, sage ich. Damit mein Denken entfacht wird. Im Hintergrund eine Pianosonate wie immer linear. Einen Ton herausziehen, ihn zum eigenen machen für kurze Zeit. Im Alltagsgefüge, das mich durch die Jahre, du weißt schon, das Netz. Viele haben weisse Haare bekommen, sage ich. Die Stockrosen müsstest du sehen, sagt er, und nicht zu vergessen, den Lavendel. Selten habe ich in der Malerei dieses Blau gesehen.

Sachen wie Fenster putzen, Mails beantworten, den Knopf annähen, die Zeitung aus dem Kasten holen und dem Nachbarn guten Morgen sagen. In der Ferne dampfen die Türme des Atomkraftwerks. Irgendwo tobt ein Krieg. Irgendwo werden Kinder geboren, Tiere geschlachtet. Der Efeu rankt über die Mauer. Das leise Klirren trocknender Blätter an der Birke. Sich vom Sommer verabschieden, die Ärmel über das Handgelenk ziehen. Mit den Fingern den Rand fassen und nicht mehr loslassen. Die rot-weiße Barriere senkt sich wie immer zum hohen Klingelton, zieht sich Minuten später langsam wieder hoch. Ich hebe beide Arme und ahme die Bewegung nach. Lieber wirble ich etwas herum. Zum Beispiel in der Art von Trancetänzern.

Im Licht einer flüchtenden Landschaft schaute ich von meiner Zeit in den Augenblicksrahmen des fahrenden und mich spiegelnden Gevierts. Was ich sah, war jemand, der mir ähnlich ist. Habe ich dir von meiner Doppelgängerin erzählt, frage ich. Er lächelt. Es gibt immer wieder Gründe in den Spiegel zu schauen, sagt er, und dann und wann Gemeinsames im Einmaligen zu entdecken. Unterdessen sinke ich in die nächste Erinnerung. Wir könnten Kaffee trinken, sagt er und uns etwas vorlesen. Draussen zerren zwei Raben an der Wäscheleine, bis sie reißt. Das Zimbelkraut rankt zwischen den Steinen als feines Geflecht von Blüten und Stängeln. Dann wieder der helle harte Klang vom Hammer auf einem Meißel von irgendwoher.

Die Schwätzer, sagt er, die gibt es. Zum Beispiel gestern und vorgestern. Man sitzt am Tisch und jemand redet, ohne dass ihm einfiel, von jemand anderem etwas zu erfahren. Wenn er spricht, schweift sein Blick durch den Raum und hinaus und weit weg. Die Spitze des Hochspannungsmastes verschwindet im Nebel. Die unterste Leitung beugt sich unter dem Gewicht unzähliger Zugvögel. In unterschiedlichen Abständen sitzen die Stare, als gälte es Zugehörigkeit zu signalisieren. Wenn sich Japanerinnen verabschieden, sage ich, heben sie den Arm an, neigen den Kopf und machen eine kleine Bewegung mit der Hand. Sie lächeln. Was den Schein angeht, sagt er, ich ziehe ihn nicht selten dem Realen vor.

Der gefundene Zettel knistert in der Seitentasche. Wieder ein plötzlicher Abschied, steht geschrieben. Ich rieche die Jahre, das Gras, ich sehe den Oleander, die Fassaden. Heute ist gestern, ich eile davon weg. Wenn der Schmerz ein Vermisstes ist, das im Vermächtnis der Entbehrenen rührt, entbehrt das Ich die Lust nicht nur am Klang, am Geruch und an der kleinen Neigung des Kopfes, sage ich. Immer schon habe ich darauf vertraut, dass mich das Fremde weniger abweist als das Bekannte, sagt er und legt seine Stirn in beide Hände. Vergiss nicht die Hügel und Berge in verschiedenen Grautönen. Alles ist da, um gesehen zu werden, sage ich.

An diesem Morgen versinkt das Auge im rötlichen Horizont. Mein Zeigefinger tupft die Haut am Arm, am Bein, am Bauch. Gehechtes Gelb für wenige Augenblicke. Die Zweifel ausgesperrt, die Erwartungen flackernd. Später der Anruf. Er sei ausgerutscht in der Schattenecke eines Hauses. Er sei im Krankenwagen auf dem Weg zum Spital. Ich eile dahin. Auch Unliebsames stellt das Bein. Unbeachtetes bringt zu Fall, zum Beispiel die notwendige Übersetzung, sage ich, wenn du dies und das verschweigst. Meine Rede darüber gerät zur Barriere. Die Barriere zeichnet einen schmalen Strich in die Landschaft. Rot, weiss, rot, weiss. Dort die Sträucher und die Lücke zwischen den Zäunen, als führte ein Weg anderswo hin.

Die aussortierten Objekte vom einen Haus ins andere transportieren. Die anderen hinterlassen. Hinter der Mauer lassen und entsorgen. Es sei empfohlen, die Nostalgie von der Haut zu schaben und in eine Geste zu übersetzen. Dabei die staubfleckenbetupfte Notiz aus Kinderhand auf einem Papierstreifen entdeckt. Bitte eine Geschichte erzählen, meine Geschichte. Und das Foto der Schattenlandschaft, der Sonne beschiene- ne Hügel im Hintergrund. Ein einziger Baum unter- bricht die horizontale Linie. Der Arzt sagt, er habe die subakromiale Reizung mit verdünnten Steroiden infil- triert und die myofasciale Kettenreaktion, auch die sekundäre, neural- und manual-therapeutisch ange- gangen. Ich will das Meer sehen, sage ich.

Manche atmen Sonntag, wenn sie ein Bein über das andere schlagen und die Zeitung zwischen die Arme spannen. Manche tasten mit der Hand über die Haut des anderen. Im kleinen Hotelzimmer unterscheidet sich das Weiss der Wände vom Weiss der Fensterrahmen, aber nicht vom Stuck an der Decke in deren Mittelpunkt ein Ventilator träge dreht. Die Kleider liegen über der Lehne des Stuhls mit geflochtener Sitzfläche. Das Meer glitzert. Ich setze mich gegen die Wand und habe Lust, etwas Unvernünftiges zu tun. Wie wäre es, heute nur noch zu flüstern?, frage ich und schliesse die Augen bis auf einen schmalen Schlitz. Das Licht flackert durch die Schraffur der Wimpern.

Auch dieser Morgen bietet einen hellen Horizont, der Wind hinter dem Haus streicht über die langen Grashalme, den Farn, zerknitterte Blüten der Cosmea. Schritte nähern sich. Ein Stuhl wird gerückt. Papier raschelt. Er sitzt auf dem Sofa, kneift die Augen zusammen, blättert in der Broschüre. Irgendetwas über Vierräder rollt über die Seiten. Ein Kind lächelt vom Titelblatt. Immer lächeln die Kinder. Die Bilder von ihnen. Ich suche etwas anderes. Damals am Meer ging ich dem Strand entlang auf der Linie, wo sich die Wellen kräuseln, weiss aufschäumen, beinahe versickern und zurückfliessen, um sich wieder mit dem Wasser zu vermengen. Ich hob meinen Rock bis weit über die Knie. Die Haut glänzte von den Spritzern.